

vor seinen Richtern im Angesicht des sicher zu erwartenden Todesurteils. Alle die schweren Folgen der Einkerkierung und der Verurteilung hat er männlich-gefaßt, ohne Wehleidigkeit und in starkem Gottvertrauen auf sich genommen und dabei die Seinigen ermutigt, das große Leid im gleichen Geist zu tragen. Besondere Erwähnung verdient, daß er seinen folgeschweren Entschluß mutig auf das eigene Gewissen nahm und damit niemanden anders belastete. Es soll nur keiner wähnen, ein solches Opfer mit allen seinen Begleitumständen sei leicht; es ist weit schwerer als der Tod des Soldaten, der im Kampfe fällt. Der schlichte, kindlich fromme Pallotinerpriester, der um des Gewissens willen einsam und verlassen sein Haupt auf den Block legte, um nicht einem verderbten System zu dienen, beschämt durch seinen freiwilligen Opfertod die allzuvielen, die kraft ihrer Einsicht und Stellung weit eher zum Widerstand gegen das herrschende Unrecht befähigt und berufen gewesen wären.

Der Einwand eines „unnötigen Martyriums“, den Vorsichtige, Ängstliche und Überkluge erheben könnten, ist hier nicht am Platz. Franz Reinisch standen freilich moralisch vertretbare Wege offen, um seinem harten Schicksal zu entgehen. Er kannte sie und sie wurden ihm von anderen empfohlen. Aber er wollte dem sich ihm aufrägenden Konflikt, den er nicht gesucht hatte, nicht ausweichen, sondern ehrlich stellen und dadurch in einer Umwelt schwächlichen Nachgebens ein Beispiel christlicher Charakterfestigkeit geben. Irrig (137) wäre sein Gewissensurteil nur dann gewesen, wenn er sein eigenes Verhalten für alle als Pflicht erklärt hätte. Aber das hat er nicht getan. Sein Fall ist insofern „singulär“ (150) — man möchte beifügen: leider! In Zeiten tyrannischer Willkür wird sich wohl immer eine Scheidung der Geister ergeben. Die einen — die große Mehrheit — werden sich für möglichste Anpassung entscheiden, um sich und ihre Angehörige vor Schaden zu bewahren oder „um Schlimmeres zu verhüten“. Die anderen — die Ausnahmen — werden gerade in dieser Nachgiebigkeit das Schlimmste sehen und gleich im Anfang den Weg des denkbar schärfsten Widerstandes mit dem Wagnis ihres Lebens wählen. Es muß in einem Volk Menschen geben, die zumal in schicksalhafter Stunde nicht zuerst an ihr eigenes Wohlergehen denken, sondern für die Gerechtigkeit im öffentlichen Leben mutig sich einsetzen und auch ohne äußeren Erfolg durch ihren Untergang ein großes Vorbild aufrichten. Das gilt namentlich für das deutsche Volk, in dem die Charakterbildung der schwächste Teil seiner Bildung ist.

Ein kleines, aber wichtiges Kapitel im Bericht über das Buch gebührt dem für Reinisch zuständigen Wehrkreispfarrer, der zugleich der Biograph des Hingerichteten geworden ist. Unter den Verhältnissen des

Dritten Reiches mußte er einerseits besondere Vorsicht beachten, um nicht die ganze Wehrmachtsseelsorge zu gefährden, anderseits dem Gefangenen als Priester liebevollen Beistand leisten. Er handelte durchaus richtig, indem er vor der Gewissensüberzeugung des Gefangenen zurückhaltende Ehrfurcht wahrte und ihn zur Eidesverweigerung weder ermunterte noch davon abhielt (97). Wie er innerlich dachte, verriet sein Verhalten auch ohne Worte. Sein zusammenfassendes Urteil ist bezeichnend und über allen Zweifel zutreffend: „Das große Verhängnis unseres Volkes war es, daß es an Menschen fehlte, die, aufrecht und unbekümmert um alle Folgen, den Weg ihres Gewissens gingen“ (94). Nach dieser Seite ist sein Buch sehr aufschlußreich für die Erziehung unser Volkes.

M. Pribilla S.J.

Die unsichtbare Flagge. Ein Bericht von Peter Bamm. (374 S.) München 1952, Kösel. Geb. DM 14,80.

Die unsichtbare Flagge ist die der Menschlichkeit. Sie weht über den Verbandplätzen des Ostens, in denen der Berichterstatte, ein Chirurg, Tag und Nacht arbeitet, über den Zusammenkünften und Unterhaltungen mit Stabsoffizieren und Kommandeuren, an denen er teilnimmt, und wird sogar fast sichtbar, wenn „die Anderen“ nicht anwesend sind. Sie weht bei den Soldaten, die sich für ihre Kameraden und die Verwundeten wie auch für die Gefangenen und Landeskinder aufopfern. Das aus innerer Reife, echter Ergriffenheit geschriebene Buch trägt auch in der Form die Züge wahrer Menschlichkeit, da es sich trotz aller Wirklichkeitsnähe und Anschaulichkeit von aller Barbarei und allem Untermenschentum freihält. Eine Gefahr haben solche Bücher, die auch im Krieg und dazu in diesem Krieg das Humane festhalten und die Seele der Kämpfenden enthüllen: Leicht erscheint die Möglichkeit, ein solches Buch als Beweis anzuführen, daß der Krieg wirklich der Vater aller Dinge sei und daß man unmerklich die Hemmung verliert, den Krieg als ein apokalyptisches Übel zu fürchten. Der Verfasser ist frei von jedem Verdacht, dies anzustreben oder auch nur zu dulden. Vielmehr bringt er aus Krieg und Niederlage die starke Hoffnung nach Hause, daß die abendländische Überlieferung bei allen Völkern und gerade auch bei den russischen Stämmen und Gruppen eine neue Auferstehung erlebe.

H. Becher S.J.

Literatur

Liebeslyrik der deutschen Frühe, in zeitlicher Folge, herausgegeben von Hennig Brinkmann. (451 S.) Düsseldorf 1952, Schwann. Br. DM 14,50.

Der Verfasser nennt in seinem Dank an den Verlag sein Werk selbst „ein Wagnis, den altvertrauten Liedern einen neuen Weg

zu bahnen“. Wir möchten beiden, dem Verfasser wie dem Verlag, ebenso danken für dieses Wagnis, aber nicht minder Glück zu seinem Gelingen wünschen. Es scheint uns zur rechten Zeit zu kommen. Nicht bloß, weil unbewußt hier und dort moderne Lyrik wieder in ahnungsvolle Nähe deutscher Frühlyrik zu geraten scheint, sondern deshalb noch mehr, weil in der Weise, wie in diesem Werke die verhaltene Welt mittelalterlicher Lyrik erschlossen wird, zeit- und kulturgeschichtlich sehr Bedeutsames geschieht. Es kann eine Hilfe sein, daß unserer suchenden Gegenwart endlich über den entkräfteten Humanismus hinaus eine lebendige Begegnung mit dem etwas jungen christmenschlichen mittelalterlichen Kosmos einen Schritt weiter gelingt.

Wer hat schließlich mittelalterliche Lyrik noch gelesen, trotz ihrer vollkommenen wissenschaftlichen Darbietung durch C. von Kraus (1936) in der ehrwürdig schön betitelten Ausgabe „Des Minnesangs Frühling“? Wer, außer dem germanistischen Lehramtskandidaten in den ersten Semestern, um daran Versmaß, Auf- und Abgesang usw. zu pauken? Aus dieser unwürdigen Versteinerung heraus findet Brinkmanns Werk einen ersten Weg: Die alten Lieder sind mit lebendigen, einstimmen den Überschriften versehen, sie sind — ein erster, auf umfassenden Untersuchungen beruhender Versuch — in zeitlicher Folge ihrer Entstehung geordnet, was der Ausgabe einen besonderen Reiz verleiht. Der Handschriftenapparat, solid und zuverlässig, ist gleichsam ins Hinterdeck dieses Frachtschiffes voll kostbaren Lebensgutes verladen. Dort stört er das Erlebnis nicht und erfüllt doch seinen Zweck. Das besonders Schöne aber an dieser Fracht ist das einführende „Geleit“, das Brinkmann in 95 Seiten beigt. In ihm wird das gesamte Lebensgut mittelalterlicher Lyrik neu gehoben.

„Das Lied bewahrt den Lebenszustand eines Menschen auf, der innerlich getroffen wurde und dadurch in Schwingung geriet“ — und in Verwandlung. Mit diesem lebendigen Schlüssel erschließt der Verfasser in feinsinniger Analyse den Zugang zur Seele, zum bleibenden Gehalt mittelalterlicher Dichtung. Der Minnesang enthüllt sich als „ein seltsames, und ergreifendes Schauspiel, das im Kern doch viel mehr ist als ein galantes Spiel ohne Verbindlichkeiten“. Eine dreifache Wertwelt bricht auf in ihm, die auch heute nicht nur wahrhaft Liebende, sondern irgendwie jeden vollen Menschen angeht: Das naturhafte, das gesellige und das wertvolle Sein der Frau. Was in Brinkmanns Darstellung gerade dieses letzten, des tiefsten Sinnes des Minnesangs aufleuchtet, ist so aktuell wie nur möglich: „Der Mann hat begriffen, daß er sich überwinden und verwandeln muß, wenn er, der wild Wachsende, die schöne und reine Gestalt gewinnen

soll, die er in der Frau bewundert“. „In der Schule der Minne hat sich das Rittertum so auf eine höhere Ebene des Menschseins erhoben: Das Mannestum der Tat hat sich in einen Kulturstand verwandelt.“

Dies alles und noch viel mehr eröffnet sich uns wie zum ersten Male durch dieses „Geleit“, das der Verfasser seinem Buche mit auf die Fahrt gibt. Wer bis jetzt hilflos vor den Toren des aufgespeicherten Lebensgutes der mittelalterlichen Dichtung stand, der greife nach diesem Buche, sei es Lehrender oder Lernender. Dieses Buch kann des Minnesangs wirklichen „Frühling“ anbahnen. Man darf hoffen und wünschen, daß mit ihm dem Verfasser und dem Verlag das versuchte „Wagnis“ gelingen möge.

J. Wiedenmann S.J.

Der Roman der Goethezeit. Von Hans Heinrich Borchardt. (579 S.) Urach und Stuttgart. DM 15,—.

Das Werk gehört zu den Standardbüchern der nach dem Kriege erschienenen literaturhistorischen Arbeiten. Es umfaßt unter dem Gesichtspunkt der epischen Gestaltungen die ganze Goethe-Zeit und erschließt deren Reichtum. Auch für den Kenner der Zeit gibt es darin Erscheinungen, die tief im Hintergrunde stehen. Der Wert des Buches liegt in der zuverlässigen Darbietung und Gliederung des umfassenden Bestandes. Innerhalb der historischen Anordnung bietet der Verfasser alsdann eine sorgfältige, mit modernen Methoden arbeitende Interpretation. Das weniger Bedeutende tritt hinter die großen Erscheinungen zurück und wird von deren Licht mit beleuchtet. So kommt es, daß das Buch trotz der Fülle eine überschaubare Einheit ist. Der Verfasser gliedert seinen Stoff in sieben, in sich selbst wieder unterschiedene Kapitel. Das erste, der „Seelenroman des Sturm und Drang“, steht im Zeichen von Rousseaus „Neuer Heloise“ und zieht Goethes „Werther“, Lenz' „Waldbruder“, Millers „Siegwart“, Hippels „Lebensläufe“ und Jung-Stillings „Jugend“ in den Kreis der Betrachtung. Die „frühklassische und frühromantische Lebensformung“ geht von Klinger aus, behandelt Jacobi, Moritz, Schiller („Geisterseher“), Tieck, Heinse und einige Werke von Jean Paul und schließt mit „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“. Die Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte macht es notwendig, daß einzelne Dichter bei der Vielseitigkeit ihrer Gestalt in verschiedenen Kapiteln erscheinen. Der „Bildungsroman der Hochklassik und Hochromantik“ lenkt den Blick auf „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, Jean Pauls „Titan“, Hölderlins „Hyperion“ und Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“. Die Analyse der „romantischen Charakterbilder“ scheint durch die umfassende Betrachtungsweise besonders gelungen zu sein; wir werden von Wackenroders „Verglinger“ bis zu Brentanos „Godwi“ und